



Peter Stubbe

## „Tarzan und Jane“ in der Vahr



„Wohnen in der Stadt – Wohnungspolitik vor neuen Herausforderungen“: Das Schwerpunktthema des Hefts ruft Erinnerungen wach, denn „Wohnen in der Stadt“ ist bekanntlich eine alte Herausforderung. Wegen der Wohnungsnot in den stark wachsenden Städten wurde Wohnungspolitik erst zur staatlichen Aufgabe; sie hielt sich bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit „Wohnungsnot“ verbinden wir seither Bilder von zerbombten Städten oder überbelegten Wohnungen; mit „Wohnungspolitik“ den Großsiedlungsbau. In Bremen baute die GEWOBA ab Mitte der fünfziger Jahre die Gartenstadt Vahr, die Neue Vahr Süd, die Neue Vahr Nord mit über 10.000 Wohnungen.

Als die Wohnungsnot beseitigt war, wurden gesellschaftliche Veränderungen: Digitalisierung, soziodemografischer Wandel – und politische Ziele wie die Energiewende zu Herausforderungen der Wohnungspolitik. Sie verändern Wohnungsangebot und -nachfrage kontinuierlich – und sind weniger wahrnehmbar als die Brüche der Vergangenheit. Wohnungspolitik wurde zu einer Angelegenheit der Länder und Kommunen; der Bund und Europa sahen ihre Aufgabe darin, deren Rahmenbedingungen festzusetzen (unter anderem) in der Energie-, Finanz- oder Wettbewerbspolitik. Die Bautätigkeit konzentrierte sich auf die Bestandsmodernisierung; der Neubau von Mietwohnungen kam fast landesweit zum Erliegen.

In dieser Zeit wurde in Bremen der Wettbewerb „ungewöhnlich wohnen“ ausgelobt, aus dem „Tarzan und Jane“ hervorging. Das Projekt ist mit rund zehn Wohnungen ein ausgesucht kleines Bauvorhaben, darauf angelegt, das Wohnungsangebot im Siedlungsbestand der Nachkriegszeit qualitativ zu ergänzen, und allein wenig geeignet, es quantitativ zu erweitern. Damit scheint es ein unzeitgemäßes Vorhaben; denn inzwischen wird in großen Städten mit Universität wieder ein Wohnungsmangel festgestellt. Trotzdem hat „Tarzan und Jane“ es hier pars pro toto in den Titel geschafft, weil beim „Wohnen in der Stadt“ – Stichwort: Innenentwicklung – wohl in dem unauffälligen Wort ‚in‘ die neuen Herausforderungen der Wohnungspolitik stecken. Was ist, heißt oder bringt ‚in‘?

### Neue Vahr Süd – reloaded

Frank Lehmann steht „zum ersten Mal in seinem Leben vor einem echten Problem: Er hat schlicht und einfach vergessen, den Wehrdienst zu verweigern.“ Das klingt etwas töffelig, deutet als erstes, echtes Problem aber nicht auf ein schweres Schicksal: keine ernsten Krankheiten, keine Geldsorgen, kein Liebeskummer – wir hätten uns Frank Lehmann vielleicht sogar als glücklichen Menschen vorgestellt. Aber der Klapp-

text, aus dem wir hier zitieren, beginnt mit den Worten: „Aufgewachsen in dem trostlosen, spießbürgerlichen Neubauviertel Neue Vahr Süd – mit Anschluss an die Autobahn“. Es ist der Klappentext zu Sven Regeners Roman ‚Neue Vahr Süd‘, in dem besagter Frank Lehmann tatsächlich Trostloses erlebt bei der Bundeswehr, unter Alkohol, in der Liebe..., bloß nicht in der ‚Neuen Vahr Süd‘, dem im Titel angekündigten Ort; dort wohnen seine Eltern, bei denen der Protagonist zu Beginn des Buches gerade auszieht. Was lehrt uns das?

Zunächst, dass Frank Lehmann die Neue Vahr Süd nicht ‚in‘ fand. Er zog dort weg. Das ist natürlich schade, aber ehrlicherweise auch lange her und wohnungswirtschaftlich eigentlich unbeachtlich; denn seine Eltern scheinen das Mietverhältnis fortgesetzt zu haben. Dennoch gehen wir der Sache nach: Regener wählt als Titel für sein Buch einen Ort, an dem die Handlung nicht spielt, einen Ort, an dem Frank Lehmann, der Protagonist, ‚aufgewachsen‘ ist, und von dem wir erfahren, es sei ein ‚Neubauviertel‘. Tatsächlich war die ‚Neue Vahr Süd‘ bei Erscheinen des Buches knapp fünfzig Jahre alt, bei Auszug des Protagonisten geschätzte fünfundzwanzig. Dass der Klappentext sie als ‚Neubauviertel‘ bezeichnet, würden wir im Berufsalltag dankbar als Kompliment für eine gelungene Instandhaltung und Modernisierung nehmen. Hier sind wir aber literaturkritisch unterwegs und halten die schmeichelhafte Schätzung des Baualters für einen dramaturgischen Kunstgriff. Denn die Siedlung bleibt damit genau so alt, wie Frank Lehmann sie in seiner Kindheit erlebte. Neu und jung, klingt fast wie modern. Leider aber nicht für Frank Lehmann, der die ‚Neue Vahr Süd‘ als Imperfekt, als die nicht abgeschlossene Vergangenheit seiner Kindheit erlebte; deshalb war sie nicht ‚in‘.

Nun sind die Erinnerungen an eine Kindheit in der Vahr, wie mir aus vertrauenswürdiger Quelle berichtet wurde, nicht ungewöhnlich: Sie handeln von dem Kaufmann, bei dem es die Brausebonbons für zwei Pfennig gab, von Fahrradfahren ohne Angst, Freizeitsport und dem Zusammenhalt der Nachbarn.

Tatsächlich ist die Neue Vahr Süd in fünf „Nachbarschaften“ angelegt, jede mit gut zweitausend Wohnungen gerade so groß, dass es lohnte, in ihr jeweils eine Grundschule zu errichten. Auch Frank Lehmann muss, wenn die Sache mit der Kriegsdienstverweigerung sein erstes, echtes Problem war, durchaus behütet aufgewachsen sein. Was also ist passiert?

## Image von Großsiedlungen

Dem Zitat entnehmen wir, dass Frank Lehmann weniger die Wohnsituation gestört zu haben scheint, als die Menschen, die dort lebten: „Spießbürgerlich“ sind Häuser bloß in Hinblick auf ihre Nutzer, „trostlos“ für den Betrachter. Die beiden Attribute im Klappentext übertragen menschliche Eigenschaften und Stimmungen auf Gebäude. Das ist ein literarisch nicht unübliches Stilmittel und insofern ungeeignet, den Protest der Hausverwaltung zu erregen. Interessehalber fragen wir aber nach, was wohl der Grund, die literarische Wahrheit, dieser Übertragung sein mag? Die Antwort finden wir in der Chronik der GEWOBA. Ihr entnehmen wir, dass die Attribute ausgerechnet dem sprachlichen Repertoire entnommen sind, mit denen sich Befürworter und Gegner der Neuen Vahr Süd zu Entstehungszeiten überzogen. Beispielsweise veranstaltete die hiesige „Aufbaugemeinschaft“ am 30.8.1958 „eine Busrundfahrt durch die verschiedenen Wiederaufbau- und Neubaugebiete Bremens, und zwar für Vertreter von Bürgervereinen“ (Wallenhorst 1993, S. 242), um gegen die „trostlosen Wohnmaschinen“ (ebd. S. 243) mobil zu machen. Dagegen verwahrten sich die Bewohner sogar öffentlich, denn sie waren angabegemäß froh, „daß der Wiederaufbau unserer Stadt nicht von jener spießbürgerlich-ähnlichen kleinen Gruppe abhängig ist“<sup>1</sup>.

Zwanzig Jahre später löste Frank Lehmann den Widerstreit für sich, indem er die Bewohner „spießbürgerlich“ fand. Auch die Reden, die bei Richtfesten und anderen Feiern die Neue Vahr Süd als Ideallösung, als „Stadt der Zukunft“ lobten, und von den Vorzügen der Zentralheizung handelten, scheinen ihn nicht erreicht zu haben. Die Kraft-Wärme-Kopplung kostete damals einen „Komfortzuschlag“, der übrigens nicht nach Amortisation entfiel, von „15 Pfennig pro Monat und Quadratmeter“ (ebd. S. 238). Das entsprach noch knapp vierzig Jahre später, bei Auslaufen der Belegungsbindung, 5% der Nettokaltmiete. Deshalb hatte sich der damalige GEWOBA-Vorstand auch gegen die Fernwärme ausgesprochen. Sein Argument: „Die Mieter (stehen) ganz überwiegend auf dem Standpunkt, dass für dieses Geld die Ehefrau viele Kohlen aus dem Keller heraufschleppen könne“ (ebd.). Der Standpunkt könnte Frank Lehmanns Sinneswandel erklären, der familiäre Lebensstil könnte ihm für die „Stadt der Zukunft“ nicht als Ideallösung erschienen sein.

Damit kommen wir zum letzten Teil des Eingangszitats: „mit Anschluss an die Autobahn“. Was sagt uns das Lagemerkmal? Autofahren? Autolärm? Es gibt noch weitere Konnotationen: Erstens, eher am Stadtrand gelegen (also keine Innenentwicklung); in dieser Hinsicht hat die Vahr mit der Bremer Stadtentwicklung und insbesondere dem erfolgreichen, wirtschaftlichen Strukturwandel in Bremen an Zentralität gewonnen. Zweitens Baufreiheit, wie der GEWOBA-Chronist berichtet: „Hier konnte also erstmals im Nachkriegsbremen ein Stadtteil entstehen, dessen Gesicht unverfälscht den Willen der Planer und des Bauherren ausdrückte“ (ebd. S. 199). Dass Planer und Bauherren *einen* Willen haben, war schon damals ein Mythos.<sup>2</sup> Aber die Vorstellung, dass es beim Bau um den Willen der Planer und des Bauherren ging, lässt uns nicht erwarten, dass die „Kunden“ gefragt wurden.



Abb. 1: Großsiedlung Neue Vahr in Bremen

Frank Lehmann ist kein Einzelfall. Millionen Menschen leben in großen Wohnsiedlungen<sup>3</sup>. Und Frank Lehmann gehört zu den Babyboomern, die als Kinder der „breiten Schichten der Bevölkerung“ aufwuchsen, für die und von denen die großen Wohnsiedlungen der Nachkriegszeit errichtet wurden. Frank Lehmann begegnet uns also bei Sven Regener als Vertreter einer Generation, die die Themen der öffentlichen Wahrnehmung – von der Jugendkultur in den siebziger Jahren bis zum demografischen Wandel heute – setzt. Sie behandeln große Wohnsiedlungen, wie wir bei Regener sahen, als Orte der Kindheit, indem sie sie für sich ausschließen. Diese Orte sind zur Nachnutzung entsprechend verloren, wenn wir uns nicht von der Erinnerung, der literarischen Wahrheit der Babyboomer lösen.

<sup>2</sup> Tatsächlich gab es für die „Gartenstadt“ wegen Unsicherheit auf Bauherrnseite gleich *mehrere Planer*. Ernst May, seinerzeit Chefplaner der Neuen Heimat in Hamburg, wurden mit Max Säume und Günther Hafemann zwei Bremer Architekten zur Seite gestellt.

<sup>3</sup> Wie viele es sind, wissen wir nicht genau, weil es keine Übereinkunft gibt, wie viele Wohnungen es braucht, um von einer Großsiedlung zu sprechen. Zum Bundeswettbewerb „Energetische Sanierung von Großwohnsiedlungen“, der die Grenze bei 1.000 Wohnungen zog, wurde für die Siedlungen der sechziger bis achtziger Jahre eine Zahl von 5 Millionen genannt; die Bewohner der Siedlungen der zwanziger, dreißiger und fünfziger Jahre sind dem noch hinzuzurechnen.

<sup>1</sup> Ebd., nach Angaben des Chronisten entstammen die Zitate verschiedenen Ausgaben des ‚Weser Kurier‘ jener Tage. Die Sache ging also recht hoch her.



Das scheint für die öffentliche Wahrnehmung, wie uns Rege-  
ner zeigt, nicht ganz einfach zu sein. Für *die* Wohnungspolitik  
ist das keine neue Herausforderung. Seit der Feststellung vor  
rund zwanzig Jahren, dass viele Nachbarschaften in großen  
Wohnsiedlungen überfordert sind, wenn eine Generation dort  
nicht mehr einzieht, ist viel passiert. Angesichts neuer Eigentü-  
merstrukturen am Wohnungsmarkt sollte das städtebauliche  
Programm „Soziale Stadt“ inhaltlich angepasst werden – ge-  
rade weil es jetzt finanziell aufgestockt wurde.

Tatsächlich sind noch rund 11% unserer Mieter Familien; der  
Anteil der Singlehaushalte in Bremen liegt bei rund 57%. Wir  
stellen fest, dass sich nachwachsende, jüngere Generationen  
mit großen Wohnsiedlungen leichter tun, für sie muss die Woh-  
nung passen, gelegentlich stilisieren sie die Siedlungen („kultig“)  
sogar neu. Deshalb scheint es mit dem statistischen Rückgang  
der traditionellen Familienform sinnvoll, auch die mentale  
Anpassung zu unterstützen, dass die Siedlung als Wohnort  
für andere, auch generationenübergreifende Lebensstile kei-  
neswegs so obsolet ist, wie sie uns als Ort der Erinnerung an  
die Kindheit in der Kleinfamilie der Nachkriegszeit erscheint.

Das aktuelle Bild vermittelte kürzlich der Chefreporter der  
hiesigen Lokalzeitung „Weser Kurier“, der sich für einen Mo-  
nat im Aalto Hochhaus in der Neuen Vahr Süd einmietete.  
Er überraschte das Publikum, indem er täglich von der heu-  
tigen Wirklichkeit berichtete, seinen Nachbarn. So erfuhr die  
Öffentlichkeit, dass dort Menschen wohnen, die Niederlagen  
erlebt und neuen Mut gefasst haben; sie erzählten ihm von ih-  
rem Berufsleben und Hobbys; offenbarten, dass sie aus unter-  
schiedlichem Anlass dorthin gezogen seien und ihnen gerade  
die Vorstellung der anstehenden Modernisierung von Heizung  
und Bädern Sorgen bereitet; wenn sie nicht arbeiten müssen,  
kochen und essen manche gern gut oder schauen sich abends  
den Sonnenuntergang an.<sup>4</sup> Das fanden viele Leser ziemlich ‚in‘.

## „ungewöhnlich wohnen“

Der Wohnungsbestand der GEWOBA ist homogen: 80% der  
Gebäude wurden in den fünfziger und sechziger Jahren er-  
richtet, zwei Drittel konzentrieren sich auf drei Stadtteile, über  
die Hälfte der Wohnungen verfügen über drei Zimmer. Die  
Homogenität des Portfolios spiegelt den erfolgreichen Wiede-  
raufbau Bremens in der Nachkriegszeit wider, als, auch im  
damaligen Städtevergleich, sehr schnell Wohnungen für die  
drei- bis vierköpfige Familie, den demografischen Normalfall  
jener Zeit, gebaut wurden. Die Kumulation von Lage- und Ob-  
jekteigenschaften führte bei der GEWOBA in der Vergangen-  
heit zu umfangreichen Privatisierungen und der Beteiligung  
an städtebaulichen Programmen (Abbruch im Rahmen von  
ExWoSt, Stadtumbau West).

Die Homogenität des Wohnungsbestands bietet in Zeiten  
der Angebotsknappheit am Bremer Wohnungsmarkt deshalb

Anlass, das Portfolio mit Neubauten zu ergänzen. Die Neu-  
bautätigkeit bildet sich in drei Säulen ab, die alle der Innen-  
entwicklung verpflichtet sind, sich allerdings nach ihrer städ-  
tebaulichen Körnigkeit unterscheiden lassen:

An der *gesamtstädtischen Entwicklung* beteiligt sich GEWOBA  
auf Konversionsgrundstücken verschiedenster Vornutzungen  
(Hafenindustrie, Wasserwerke, Kaserne, Friedhoferweiterung  
u.a.m.). Die Konversionsgrundstücke sind maßgeblich entlang  
der Weser gelegen, wo die GEWOBA bislang in geringerem  
Umfang über Grundbesitz verfügt.

Dabei nimmt GEWOBA eine doppelte Aufgabe wahr, wenn  
sie den bauplanungsrechtlich vorgesehenen, öffentlich geför-  
derten Wohnungsbau übernimmt: Zum einen ermöglicht sie  
großmaßstäbliche Projektentwicklungen durch private Bau-  
träger, indem sie initial Flächen abnimmt und damit das Pro-  
jektisiko mindert. Zum zweiten gewährleistet sie eine soziale  
Stadtentwicklung, indem das Wohnen in den neuen Wasser-  
lagen für die breiten Schichten der Bevölkerung erschwinglich  
bleibt.

Die Vorhaben generieren typischerweise ein vergleichsweise  
hohes Bauvolumen pro Maßnahme und binden aufgrund der  
Kooperation mit privaten Partnern geringere Planungs- und  
Bauleitungskapazitäten. Im Gegenzug sind sie weniger plan-  
bar. Für die Bauleitplanung zum einen quantitativ, weil die  
Bereitstellung der Flächen oft nicht mittelfristig absehbar und  
damit für Bedarfsplanungen nicht zugänglich ist; und zum  
anderen qualitativ, weil Mischnutzungen, etwa in immissi-  
onsrechtlicher Hinsicht, planungsrechtlichen Anforderungen  
unterliegen, die im Bestand ansonsten nicht erfüllt werden  
(müssen). Ebenso erfordert dieser Projekttyp vom Wohnungs-  
unternehmen eine höhere Entscheidungsfrequenz und Flexibi-  
lität als die Eigenentwicklung, weil es sich auf die Belange der  
Projektpartner einstellen muss.

Das verhält sich bei dem zweiten Typus der Neubauvorhaben  
umgekehrt. In der *Stadtteilentwicklung* führt die GEWOBA zur  
Funktionsstärkung bestehender Stadtteile in einzelnen Projek-  
ten klassischen Wohnungsbau mit ergänzenden Nutzungen  
zusammen: Kindergärten, Quartierszentrum, betreutes Woh-  
nen, integrative Wohnprojekte. Weil hier recht verschiedene  
Baubeteiligte mit unterschiedlichen Interessen, Förderkulissen  
und Entscheidungsgeschwindigkeiten zu koordinieren sind,  
binden diese Baumaßnahmen erhebliche Kapazitäten in der  
Planungsphase, ohne dass zur Wohnraumversorgung hohe  
Bauvolumina erzielt werden.

Besondere Aufmerksamkeit hat die GEWOBA schließlich mit  
dem kleinstmaßstäblichen Projekttyp, ihren Konzepten zur  
*Quartiersentwicklung*, erzielt. Auf diese gehen wir nachfol-  
gend ausführlicher ein. Unter dem Titel „ungewöhnlich woh-  
nen“ wurden in (bislang) zwei Wettbewerben verschiedene  
Baukörper zur Arrondierung in großen Wohnsiedlungen, also  
auf Bestandsgrundstücken, gesucht und gefunden.

<sup>4</sup> [www.weser-kurier.de/bremen/stadtteile/hochhaus/hochhaus-fotos\\_galerie,-So-lebt-der-Chefreporter-im-Aalto-Hochhaus-\\_mediagalid,28090.html](http://www.weser-kurier.de/bremen/stadtteile/hochhaus/hochhaus-fotos_galerie,-So-lebt-der-Chefreporter-im-Aalto-Hochhaus-_mediagalid,28090.html)



Zielsetzung der Wettbewerbe war zunächst, mit der Bebauung der großzügigen Freiflächen das homogene Wohnungsangebot der Wohnsiedlungen aus der Nachkriegszeit anzureichern. Beispielsweise fehlt es an barrierefreien Wohnungen, da damals das Erdgeschoss häufig als Hochparterre ausgebildet wurde. Die Dreizimmerwohnungen sind für die Einpersonenhaushalte, die vom Erstbezug übrig geblieben sind, in der Regel zu groß und für größere Familien heute genauso regelmäßig zu klein. Der Titel „ungewöhnlich wohnen“ versteht sich insoweit als Kontrast zum Bestand: Gebaut wird der Wohnungstyp, der im Wohnumfeld nicht vorhanden ist.

„ungewöhnlich wohnen“ wendet sich damit an den Bestandsmieter: an die Witwe, die es nicht mehr so gut in ihre Wohnung im dritten Stock schafft, ihr gewohntes Wohnumfeld aber nicht verlassen möchte, oder an die Familie, die mit einem Kind vor einigen Jahren in eine Dreizimmerwohnung eingezogen ist, das Kind aber nicht umschulen möchte, nur weil weiterer Nachwuchs gekommen ist. Wohnungswirtschaftlich formuliert: Der Wettbewerb stellt „Zielwohnungen“ bereit, also Wohnungen, die für die Bestandsmieter hinreichend attraktiv sein sollen, ihre eigene Wohnung zu verlassen. Das ist ein aus dem Stadtumbau bekanntes Verfahren; dort war der Freizug von Wohnungen, der Umzug in „Zielwohnungen“ erforderlich, um die Rückbauziele zu erreichen. Beim „ungewöhnlichen wohnen“ geht es darum, die freigezogenen Wohnungen für diejenigen Zielgruppen zu nutzen, die derzeit am Markt nicht versorgt werden können.

Die Anzahl der Wohnungen, die mit den Wettbewerbsergebnissen errichtet werden kann, lässt sich nur ungenau prognostizieren. Zum einen aus planungsrechtlichen Gründen, weil große Wohnsiedlungen häufig nicht als Innenbereich gelten, nachdem der Bestand als Planinhalt festgelegt wurde. In der Folge ist eine ergänzende Bauleitplanung erforderlich, in der der Wohnungsbestand dann mit aktuellen Planungserfordernissen, z.B. Stellplatznachweisen, konfrontiert wird. Eine zweite Prognoseungenauigkeit entsteht aus der für große Wohnsiedlungen typischen Grundstücksteilung zwischen öffentlichen und privaten Flächen. Allein auf den Grundstücken der GEWOBA wurden bislang Standorte für rund 500 Wohnungen entdeckt, die ergänzend errichtet werden können; im Verfahren sind derzeit zehn Projekte mit rund 100 Wohnungen. Unter Einbeziehung öffentlicher Flächen, dem sogenannten „Begleitgrün“, könnte sich das Potenzial deutlich erhöhen, weil diese Restgrundstücke, auch wenn es sich um kleine Flächen handelt, häufig erforderlich sind, um Abstandserfordernissen zu genügen.

Die Wettbewerbsergebnisse im Einzelnen können im Internet eingesehen werden<sup>5</sup> und werden hier deshalb nicht vorgestellt. Mit „Tarzan und Jane“, dem Titelprojekt, wird derzeit in einer Siedlung aus den sechziger Jahren im Bremer Süden begonnen. Es ist ein Gebäudepaar aus zwei kleinteilig dimensionierten

Baukörpern, das mit Brücken verbunden ist. Die Baukörper können auf diese Weise gegeneinander verdreht und verschiedenen Grundstückssituationen angepasst werden.

Ebenso belässt der Entwurf eine große Gestaltungsfreiheit im Wohnungsmix. Bei einheitlicher Erschließung (Stränge) wurden Grundrisslösungen für kleine Zweizimmerwohnungen und große Vier- bis Fünzimmerwohnungen entwickelt, die in einem Gebäude untergebracht werden können. Das wird auf übersichtlich großen Grundflächen möglich mit einer Tragwerksstruktur, die im Inneren weitestgehend ohne Stützen auskommt.



Abb. 2: „Tarzan und Jane“ in Bremen

Damit wird „Tarzan und Jane“ dem ersten Erfordernis des Wettbewerbs gerecht: Es gestattet eine Variation der Nutzung bis hin zu Gemeinschaftseinrichtungen und Modellen gemeinschaftlichen Wohnens, die eine Anpassung der Projekte an die örtliche Wohnungsnachfrage gestattet. ‚Variation‘ ist die Voraussetzung dafür, dass ein Projekt wiederholt werden kann. Dabei sind nicht die Größenordnungen aus der Zeit der Wohnungsnot beabsichtigt, sondern eher Kleinserien. Aber Serialität ist erforderlich, um den quantitativen Herausforderungen im Wohnungsbau zu genügen und – vor allem – qualitativ den Siedlungsbestand zu überformen. Unikate, auch wenn sie gut gemacht sind, bleiben im seriell entstandenen Wohnungsbestand Fremdkörper.

Was wohl das kleine Mädchen dazu meint, das ich neulich beim Ortstermin in der Wohnung dieser Patchwork-Familie traf, als es gerade „Deutschland sucht den Superstar“ schaute – ein wenig sah es so aus, als würde es einmal Schriftstellerin und wollte dann über seine Kindheit schreiben. Die Mutter rief sie, glaube ich, Svenja. Oder Franka?

Peter Stubbe FRICS

Dipl.-Soz., Vorstandsvorsitzender der GEWOBA Aktiengesellschaft Wohnen und Bauen, Bremen

## Quellen:

Wallenhorst, Hans-Joachim (1993): Die Chronik der GEWOBA 1924 bis 1992, Bremen, S. 242

<sup>5</sup> [www.gewoba.de/unternehmen/publikationen/ungewoehnlich-weiter-wohnen](http://www.gewoba.de/unternehmen/publikationen/ungewoehnlich-weiter-wohnen)